

ULRIKE VON BÜLOW



Good
Morning,
New
York!

EIN JAHR IM BIG APPLE



ulstein

Blauer Mond über Manhattan

In der Nacht, als Randy dachte, er müsse mir das Leben retten, war Vollmond. Nicht irgendein Vollmond, sondern ein *blue moon*. So ein blauer Mond ist etwa so häufig zu sehen wie ein Torhüter, der in der Bundesliga ein Tor schießt. »Once in a blue moon« heißt es deshalb auf Englisch, wenn etwas sehr Seltenes geschieht.

Ein blauer Mond bedeutet, dass der Vollmond nicht einmal, sondern zweimal in einem Monat am Himmel steht. Wie in dieser Nacht im August, die gerade von Freitag auf Samstag umsprang, als ich nach Hause kam – von einer Blue-Moon-Party, mit der ein Freund von mir seinen Geburtstag feierte. In einer Bar, in der »Blue Moon« ausgeschenkt wurde, ein amerikanisches Weizenbier, das für Frauen, die ein mondblaues Kleid trugen, umsonst war. Ich trug also ein blaues Kleid, als ich die Treppen zu meinem Apartment hinaufging.

Ich wohne im East Village in Manhattan, in einem der hier üblichen Rotklinkerhäuser mit einer angerosteten braunen Feuertreppe davor. Mein Apartment liegt im vierten Stock, es hat zwei Zimmer, eines nach hinten zu einem kleinen Hof hinaus und eines nach vorne zur Straße. Die Feuerleiter führt an meinem Wohnzimmerfenster vorbei. Normalerweise setzte ich mich im Sommer vor dem Schlafengehen

gern noch auf die Leiter und beobachtete das Treiben auf der Straße. Das East Village ist Studentenland, die »New York University« (kurz: NYU) nur ein paar Blocks von meinem Haus entfernt. Hier ist immer etwas los: Die Studenten toben tags und nachts durch die Gegend, euphorisiert von ihrem Glück, in New York City einen Studienplatz bekommen zu haben, und getrieben von ihrer jungen Neugierde.

In dieser Nacht aber war ich mit dem Blick nach oben heimgelaufen: Der Himmel war klar, und der Mond strahlte wie eine 150 000-Watt-Glühbirne. Er schien bläulich zu leuchten, aber vielleicht bildete ich mir das auch nur ein, weil ich das eine oder andere »Blue Moon« getrunken hatte. Die Luft war herrlich, im August gab es hier auch um Mitternacht noch 28 Grad. Und weil es so schön war, schenkte ich mir in meiner Küche einen kleinen Baileys ein – und begab mich mit dem Glas in der Hand auf das Dach meines Hauses, ein typisches East-Village-Schrabefeldach.

Das Dach ist etwa so groß wie ein Tennisplatz und von einem Mäuerchen umgeben, über das sich wirre Kabel hangeln. Bis auf die Kabel ist alles silberfarben angepinselt, und so spiegelt sich da oben tagsüber die Sonne, so dass man sich auf dem Dach prima powerbräunen kann; ein Paradies für Menschen wie Dieter Bohlen. Ich lag oft morgens dort und las die Zeitung, aber nur mit Sonnenschutzfaktor 280. Den ließ ich jetzt weg, als ich den blauen Mond anheulen wollte.

Ich musste durch das Treppenhaus nach oben, einhalb Etagen hoch. Im Stockwerk über mir nahm

ich einen jungen Mann wahr, der am Ende des Flures an eine Tür klopfte. »Cecily?«, rief er. Offenbar kannte er die Bewohnerin des Apartments. Dann guckte er kurz zu mir und grüßte: »Hi. How are you?« – »Danke, gut«, antwortete ich im Vorbeigehen.

Der junge Mann guckte etwas komisch. Vielleicht lag es an dem Baileys in meiner Hand. Das ist ja nicht jedermanns Getränk, aber ich mag dieses süße Zeug, manchmal jedenfalls, als Geschmackskontrast nach ein paar Bieren. Markus, einer meiner besten Freunde in Hamburg, meiner Heimat, bezeichnet Baileys als »Red Bull für alte Männer«, wegen des Koffeingehalts; er lacht mich immer aus, wenn ich welchen bestelle. Doch der junge Mann hier schien eher besorgt zu sein, als er mich mit dem Glas verschwinden sah.

Draußen auf dem Dach wehte ein leichter Wind. Drum herum gibt es kaum Häuser, die höher sind als meines, nur einen großen sandfarbenen Kasten mit sechzehn Stockwerken, der den Blick nach Westen versperrt. Trotzdem ist die Aussicht eine Eins, sie begeistert mich immer wieder. So war es auch jetzt. Denn ich konnte nach Norden gucken, Richtung Midtown, wo das Empire State Building herausragt. Es leuchtete in dieser Nacht in seiner klassischen Farbe: weiß. Dann schaute ich nach Süden, nach Lower Manhattan, wo ich den Turm sehen konnte, der auf Ground Zero wächst, dort, wo einst die Zwillingstürme standen. »One World Trade Center«, ein Einzelkind, ragte in den dunklen Himmel wie ein Tannenbaum mit Lichterkette: hell gepunktet. Dem Turm fehlte noch seine schlanke Spitze, als

ich mich auf eine Mauer legte, die sich in der Mitte des Daches entlangzog, etwa achtzig Zentimeter hoch und vielleicht so breit wie ein Billy-Regal. Ich schaute den Mond an. Der Himmel, die Nacht, das hatte etwas Filmreifes. Es gibt Momente, in denen ist New York City so großartig, dass es unwirklich erscheint. Ich grinste beseelt vor mich hin. Und dachte, ich träume, als ich plötzlich eine Stimme hörte. »Entschuldigung. Kann ich dich etwas fragen?«, sagte jemand. Ich schreckte auf.

Es war der junge Mann, der im fünften Stock an die Tür geklopft hatte. Er stand vor mir und schaute auf mich herab. Er war bestimmt zwei Meter groß und hatte breite Schultern, über denen ein rotes Tanktop hing. Dazu trug er eine blaue Turnhose. Keine Schuhe. Er hatte braune Haare, ziemlich strubbelig, und eng zusammenstehende Augen, die braun waren, vielleicht auch grün; so genau konnte ich das im Licht des Mondes nicht erkennen.

»Woran denkst du gerade?«, wollte der junge Mann wissen. Ich guckte vermutlich ein bisschen komisch. Was ging ihn das an? »An nichts Besonderes«, sagte ich. »Ich sehe mir den Mond an.« Der junge Mann schaute hoch. »Ah so«, sagte er. »Okay. Gute Nacht.« Und dann ging er.

Beinahe hatte ich ihn wieder vergessen, als er zwei Minuten später wieder aufs Dach kam. »Ich glaube, das muss eben ziemlich blöd gewirkt haben«, sagte er, seine Stimme war nett und klar. »Ich schulde dir eine Erklärung.« Fand ich nicht zwingend, aber ich bat ihn, sich zu mir auf die Mauer zu setzen. Der junge Mann nahm Platz. Unten auf der Straße ertönte

Sirenengeheul: *Ühuuuuh-ühuuuuh-ühuuuuh*. Es kam näher, immer lauter, wurde leiser und verschwand. »Ich bin Randy, ich wohne nebenan«, sagte er dann und zeigte auf das Haus östlich von uns, das identisch war mit dem, in dem ich wohnte; die Dächer gingen ineinander über. Dann erzählte Randy, dass seine beste Freundin bei mir im Haus wohne: Cecily. Darum sei er hier. »Ich wollte sie besuchen, aber Cecily ist nicht da. Und als ich dich nach oben gehen sah, um diese Uhrzeit und mit dem Drink ...« Er unterbrach sich, zuckte mit den breiten Schultern. »Ja?«, fragte ich.

Randy zeigte jetzt auf den großen sandfarbenen Kasten westlich von uns. »Hast du mitbekommen, dass sich vor zwei Monaten eine Frau aus dem Gebäude da gestürzt hat?«, fragte er dann.

Das hatte ich. Ich kannte den Kasten ziemlich gut, einen Altbau mit braunen Fensterrahmen und etwa einhundertfünfzig Apartments: In einem davon hatte ich vier Jahre lang gewohnt, ehe ich im vergangenen Sommer um die Ecke gezogen war. Eine ehemalige Nachbarin hatte mir neulich erzählt, dass eine junge Frau aus einem der Fenster weit oben gesprungen war, um sich das Leben zu nehmen. Gesehen hatte ich es nicht. Randy schon. »Ich habe die Frau gefunden«, erzählte er. »Unten auf der Straße.«

*

Randy hatte befürchtet, ich könne mir etwas antun, als ich aufs Dach stieg. Allein in dunkler Nacht. Ich fand es sehr liebenswert, dass er mir gefolgt war, um

mich notfalls davon abzuhalten. Doch es wurde noch besser, denn Randy und ich kamen ins Gespräch.

Zu diesem Zeitpunkt lebte ich seit fünf Jahren in New York City. Die Stadt kann sehr hart sein, laut und schnell und kurz angebunden. Hier ist es niemals ruhig, auch in der Nacht nicht: In New York City hört man ein permanentes Grundrauschen. Manhattan, diese lange, schlanke Insel, erinnert mich manchmal an einen Flugzeugträger, auf dem die Motoren vierundzwanzig Stunden durchlaufen. Nur, dass auf diesem Flugzeugträger hier über 1,6 Millionen Menschen leben und die berühmtesten Gebäude der Welt stehen – wie das Empire State Building, dieses Denkmal von einem Wolkenkratzer. Ich würde mich nicht wundern, wenn Manhattan sich eines Tages bewegen und davongleiten würde. Hinaus aufs Meer. Getrieben von der unendlichen Energie, die diesen Ort ausmacht.

Doch diese Stadt kann auch anders. Wenn sie ein Sternzeichen hätte, wäre sie wahrscheinlich Zwilling, denn in New York City stecken verschiedene Persönlichkeiten. Es sind die Menschen hier, die der Stadt ein anderes Gesicht geben, ein warmes, ein herzliches. Menschen, die von überall auf der Welt kommen und hier zu einem Volk verschmelzen – dem der New Yorker. Es stimmt ja, dass das hier ein »Melting Pot« ist. Die Menschen erzählen alle eine andere Geschichte, woher sie stammen und warum sie hier sind, ob Italiener, Vietnamesen oder Mexikaner. Das können schöne Geschichten sein und traurige, auf jeden Fall sind es internationale Geschichten, die man hier zu hören bekommt. Darüber kann

man leicht vergessen, dass es auch Amerikaner gibt, die es nach New York zieht. Wie Randy Ray aus St. Louis, Missouri, dem tiefsten *Heartland*, wie man den Mittleren Westen der USA nennt. Mit dem ich jetzt hier auf dem Dach saß, unter einem blauen Mond, und der diese Nacht zu einer ganz besonderen machte. Randy war einer der bemerkenswertesten Menschen, die mir in fünf Jahren New York begegnet waren.

Vielleicht lag es daran, dass sein Erscheinen so überraschend kam. Aber er erzählte mir Dinge, die man nicht unbedingt von einem einundzwanzigjährigen Amerikaner wie ihm erwartet. Es begann damit, dass ich ihn fragte, was er mache. »Ich studiere Anthropologie an der NYU«, sagte Randy. »Aber ich ziehe nächsten Sommer nach Liberia.« Ich nippte gerade an meinem kleinen Süßgetränk, an dem ich mich beinahe verschluckte. Liberia? Ich muss geguckt haben wie ein Ziesel, das aus seinem Erdloch schielt, und plötzlich ist die Welt nicht mehr da – baff. Randy grinste. »Ahnen deine Mitstudenten, wo Liberia ist?«, fragte ich, ganz die geographisch aufgeklärte Tante aus Europa. »Na ja«, sagte Randy und grinste noch breiter, »es hilft, wenn ich Westafrika dazusage. Du weißt ja sicher, wie das mit der Bildung bei uns hier ist.«

Ja, ich hatte eine Vorstellung davon. Natürlich sind nicht alle Amerikaner komplett hinter dem Mond geblieben, aber man erlebt hier schon putzige Sachen. Einmal stand ich morgens am Kennedy-Flughafen beim Check-in und zeigte meinen Reisepass vor. Daraufhin fragte der Herr hinter dem

Schalter sehr freundlich: »Where are you from in Germany – Moscow?« – »Well«, antwortete ich ebenso freundlich, »nicht ganz, aber in der Nähe davon.« Ein anderes Mal, ich war auf Reisen in Arizona, fragte mich ein Kauz mit Cowboyhut, der in einer Bar saß, was denn eigentlich mit diesem »Hitler guy« passiert sei. Ich hätte es ihm gern erzählt, dachte aber: Wenn der das nicht weiß, dann ist jede Erklärung überflüssig.

So gesehen war das Gespräch mit Randy über Liberia sehr erfrischend. Ich verstand nur nicht, wie man in Manhattan leben und dann freiwillig nach Afrika ziehen konnte. »Ich besitze dort ein Stück Land und baue gerade eine Firma für Solarenergie auf«, erzählte Randy. »Das Ziel ist, Liberia mit Solarenergie zu versorgen. Hast du das Paneel dahinten gesehen?«, fragte er dann. »Ein Testmodell.« Ich erinnerte mich, dass mir vor ein paar Tagen hier oben in der Sonne ein rechteckiges Solarmodul aufgefallen war, groß wie ein Schallplattencover, das an einem Mäuerchen lehnte. Mit einem Kabel daran, das irgendwo hinführte. Ich hatte noch gedacht: Seit wann haben wir denn einen *tree hugger* im Haus, wie die Ökos hier heißen? Nun verstand ich. Doch Randy ist keiner, der Bäume umarmt. Er ist auch kein missionarischer Gutmensch. Er ist einfach ein feiner Kerl. Das wurde mir klar, als er mir die hübsche Geschichte erzählte, wie er zu einem Stück Land in Liberia gekommen war.

*